

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 33 (1946)
Heft: 8

Artikel: Das Linthgebiet
Autor: Bächinger, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-531308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir wollen auch nicht vergessen, die Buben mit Höflichkeit zu behandeln, sie als angehende Männer nehmen, ein gutes Benehmen von ihnen als Selbstverständlichkeit erwarten; sie werden sich auch anständig aufführen. Es besteht pädagogisch nicht der geringste Grund, Kinder unhöflicher zu behandeln als Erwachsene.

Wenn wir in unserer Erzieherarbeit Erfolg haben wollen, müssen wir uns über das Ziel der Erziehung vollständig im klaren sein. Für den katholischen Erzieher kann man es nicht besser und einfacher bezeichnen als es der Katechismus tut: „Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und einst in den Himmel zu kommen.“

Das ist es, wonach wir in unserer ganzen Erzieherarbeit streben müssen. Wir erreichen dieses Ziel nicht mit viel Worten, nicht mit grossen Reden. Der Weg dazu geht beim Kinde über die Liebe. Nur mit ihr lässt sich wirklich erziehen. Mit Zwang kann man nur dressieren.

Nochmals: Zwang kann wohl einen jungen Menschen zivilisieren, aber nicht kultivieren.

Erfüllen wir darum — Jeder an seinem Platze, den ihm Gott als Wirkungskreis zugeteilt hat — getreulich unsere Pflicht! Wir kommen ans Ziel mit Hilfe der göttlichen Gnade. Vergessen wir darum nie, tagtäglich für unsere Schüler zu beten, damit wir entzündet werden vom Feuer der Liebe, von dem Paulus sagt:

„Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist freundlich.

Sie ist nicht neidisch, prahlt nicht, ist nicht aufgeblasen.

Sie gibt nicht Anstoss, sucht nicht ihren Vorteil,

lässt sich nicht zum Zorne reizen, trägt nichts Böses nach.

Sie freut sich nicht über Unrecht.

Sie wünscht vielmehr der Wahrheit Glück.“

Malters.

Adolf Bürkli.

(Referat gehalten a. d. Luzerner Erziehungstagung 1943.)

Volksschule

Das Linthgebiet

Aus einem See wird Wiesland

Das Linthgebiet ist sehr gut geeignet, den Schüler in erdgeschichtliche Gedankengänge einzuführen. Noch zur Zeit, als Gallus und Kolumbus den Kelten in Tuggen das Christentum predigten, lag dieses Dorf am See. Noch früher bildete das ganze Linthbecken einen See, der im Laufe der Jahrhunderte langsam aufgefüllt wurde. An Stelle des Sees blieb das Sumpfland mit all seinen Ueberschwemmungen, Krankheiten und Seuchen. Konrad Escher von der Linth hatte die Ueberschwemmungsgefahr und damit die Krankheitsherde mit seinem Kanal gebannt. Das Riedland wird jetzt durch das grosse Meliorationswerk in Wies- und Ackerland umgewandelt. Damit ist die wunderbare Reihe: See — Sumpf — Ried — Wiese abgeschlossen, für die der Schüler grosses Ver-

ständnis entgegenbringen wird, wenn wir ihm die einzelnen Vorgänge mit Versuchen und Sandkastendarstellungen erklären.

Es war einmal ein See

Die Linthebene bei Nacht.

Ich wohne etwas am Berg droben. Von meinem Zimmer aus sehe ich weit ins Land hinaus. Die Linthebene liegt dort unten wie ein grosser, grüner Teppich. In weiter Entfernung sehe ich einen dunklen Streifen, es ist der Linthdamm, der sich durch die ganze Fläche zieht. Die Pappeln und Bäume sehen aus wie kleine Männlein. Ein Eisenbahnzug fährt durch die Ebene, von hier aus sieht er aus wie eine Raupe. Dort, wo die Sonne jetzt untergeht, glitzert der Zürichsee.

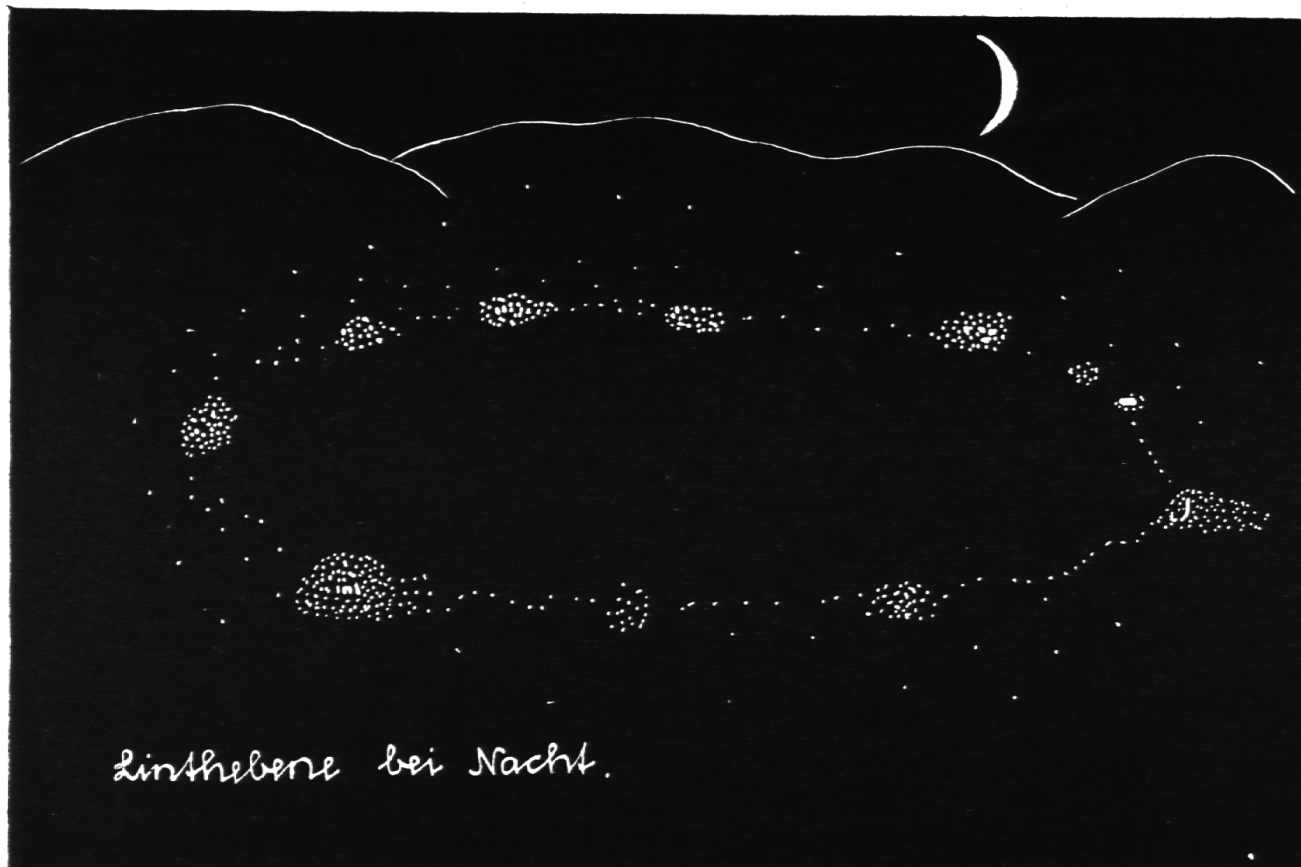


Abb. 1

Es ist eine sternklare Nacht. Ich gehe nochmals ans Fenster. Hei, wie ist es auf einmal anders. Viel hundert Lichtlein glitzern. Es ist, wie wenn sie Ringelreihn machen würden; sie schliessen sich zu einem gewaltigen Kreise. In der Mitte, wo die Ebene liegt, ist es ganz dunkel, wie wenn dort ein See läge. Ueber der ganzen, stillen Landschaft wacht der alte Mond. Bald schlüpfte ich auch ins Bett.

Ein Herbstausflug.

In den Herbstferien durfte ich mit dem Vater eine Wanderung machen. Am Morgen früh verliessen wir Uznach. Mein Rucksack war nicht schwer. Mein kleiner Bruder musste kleinen Sack tragen.

Bald waren wir aus dem Nebel. Die goldige Herbstsonne grüsste uns und wärmte unsere kalten Nasenspitzen. «Schau einmal ins Tal hinab!» meinte der Vater. Die Linthebene war wie verschwunden. Einzig zwei Inseln, die beiden Buchberge ragten noch aus dem «Nebelsee». «Du, Vater, wenn jetzt das alles unter

Wasser wäre, was an diesem Morgen mit dem schneeweissen Nebel bedeckt ist? Dann wäre der Bahnhof unter Wasser. Wir müssten einen Hafen bauen! Dann könnten wir jeden Sonntag mit dem Ruderboot ausfahren! Dann käme das Dampfschiff bis nach Uznach, und nicht nur bis nach Rapperswil! Das gäbe Betrieb!» stürmten wir auf den Vater los und sahen schon den Kirchturm von Gommiswald.

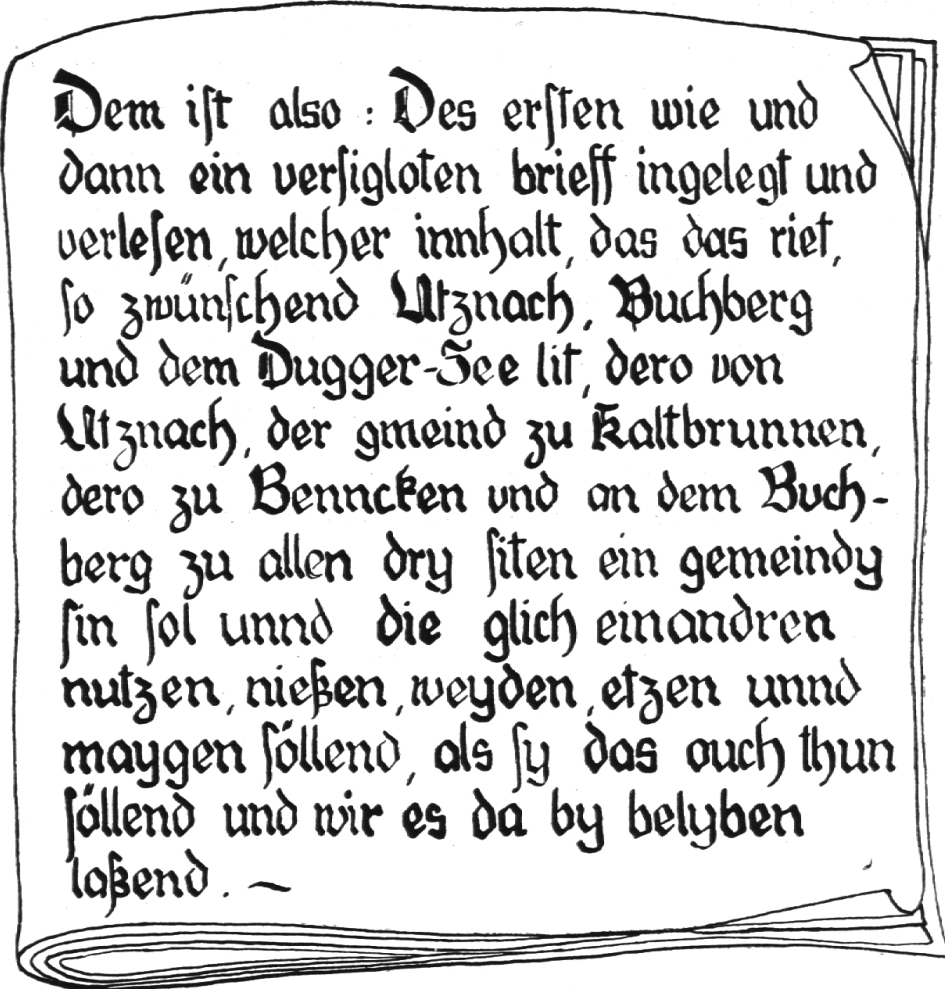
Eine alte Urkunde.

Es gibt in den Archiven der Gemeinden eine Reihe von Urkunden, in denen vom Tuggener-See die Rede ist. Da er heute verschwunden ist, haben die Schüler ein grosses Interesse, wenn sie selber in einem alten Schriftstück nachlesen können, dass vor 400 Jahren im Linthgebiet tatsächlich noch ein See war. Wir können die betreffende Stelle der Urkunde im Originaltext vervielfältigen und jedem Schüler in die Hand geben, oder an die Wandtafel schreiben und miteinander übersetzen. Die folgende Urkunde ist ein Marchenbrief des

Benknerrietes. Vier Schiedsrichter, die von den herrschenden Orten Schwyz und Glarus bestellt waren, entschieden am 22. Januar 1538 Anstände zwischen den Bürgern der Stadt Uznach

und den Leuten der Gemeinde Kaltbrunn einerseits und den Leuten der Gemeinde Benken und am Benknerriet anderseits wegen der Nutzungsrechte.

Marchenbrief (1538)



Dem ist also : Des ersten wie und dann ein versigloten brieff ingelegt und verlesen, welcher innhalt, das das riet, so zwüschend Uznach, Buchberg und dem Dugger-See lit, dero von Uznach, der gmeind zu Kaltbrunnen, dero zu Bencken und an dem Buchberg zu allen dry siten ein gemeindy sin sol unnd die glich einandren nutzen, nießen, weyden, etzen unnd maygen söllend, als sy das ouch thun söllend und wir es da by belyben loßend. ~

Abb. 2

Urkunde.

Dem ist also: Des ersten wird uns dann ein versigloten brieff ingelegt vnd verlesen, welcher innhalt, das das riet, so zwüschend Vtnach, Buchberg und dem Dugger-See ligt, dero von Utnach, der gmeind zu Kaltprunnen, dero zu Benken vnnd an dem Buchberg, zu allen dry siten ein gemeindy allemind sin sol vnnd die glich miteinandren nutzen niessen, weyden, etzen vnnd maygen söllend, als sy das ouch thun söllend vnd wir es da by belyben lassend.

Uebersetzung (Dr. L. Kilger.)

Dem ist also: Zuerst wird uns ein versiegelter Brief vorgelegt und verlesen. Dieser enthält, dass das Riet, so zwischen Uznach, dem Buchberg und dem Tuggener See liegt, für die Leute von Uznach, für die Gemeinde zu Kaltbrunn und für die Leute von Benken und an dem Buchberg — für (die Anwohner) aller drei Seiten eine gemeinschaftliche Almeind sein soll. Und sie sollen diese zugleich miteinander nutzen und niesen, zu Weid, Atzung und Maienweid. So sollen sie auch (weiterhin) tun und wir lassen es dabei bleiben (bewenden).

Aus der Gallusgeschichte.

Gallus und Kolumban versuchten die keltischen Tuggener zum Christentum zu bekehren. Der eifrige Gallus aber, der sich durch eine stürmische, aktive Missionstätigkeit auszeichnete, fing an, die Kapellen der keltischen Gottheiten anzuzünden, die metallenen Weihegeschenke herauszureissen und sie in den See zu werfen. Diese nächtliche Tat erfüllte die Tuggener mit Zorn und Hass. Eine Volksversammlung wurde einberufen. Es wurde beschlossen, den Tempelschänder Gallus zu töten und den Mönchsführer Kolumban mit Schlägen und Schande aus der Tuggener March zu vertreiben. Mit der Hilfe von guten Freunden entkamen die beiden Missionäre, fuhren über den Tuggenersee nach Kaltbrunn und wanderten nach Arbon.

So müssen also die Heiligtümer am See gestanden haben. Noch vor hundert Jahren spülten die Wellen des Tuggenersees (als Verbreiterung der Linth) an die Kirchhofmauer, wo die Schiffe an der Stiege angebunden wurden. Es gibt heute noch Tuggener, die auf dem Papier Fischereirechte im See besitzen.

Warum heute kein See mehr?

Als Einleitung lesen wir eine Geschichte von einem Hochwasser. Z. B. «Das Hochwasser»

von Ida Bindschedler im St. Galler Fünftklasslesebuch, S. 37. Auch die Schüler wissen viel von kleineren und grösseren Ueberschwemmungen zu berichten.

Unser Dorfbach kommt hoch.

Wir nahmen unsere Pelerinen und sprangen barfuss zur Brücke mitten im Dorf. Hei, wie das rauschte! Das Wasser, nein, die Brühe war schmutzig gelb. Im Bach drin donnerte es. Das Wasser spritzte manchmal bis über die Brücke. Holzstücke warf es auf der schmutzigen Flut auf und ab. Die Sträucher am Ufer des Baches nahm es fast mit. Die Marie vom Unterdorf hatte Angst, denn sie fürchtete, der wilde Bach könnte bei ihr unten über die Ufer treten.

Am andern Morgen.

Der Regen hatte aufgehört. Der Bach war wieder ruhig. Jetzt sah man die Steine wieder. Letzte Woche hatten wir Buben im Bachbett einen Hafen mit Sand und Steinen gebaut. Aber jetzt war er verschwunden. Ja sogar der grosse Stein, auf dem drei Buben miteinander stehen konnten, war nicht mehr da. Das wilde Wasser von gestern hatte alles mitgeschwemmt. Dafür lagen andere Steine dort.

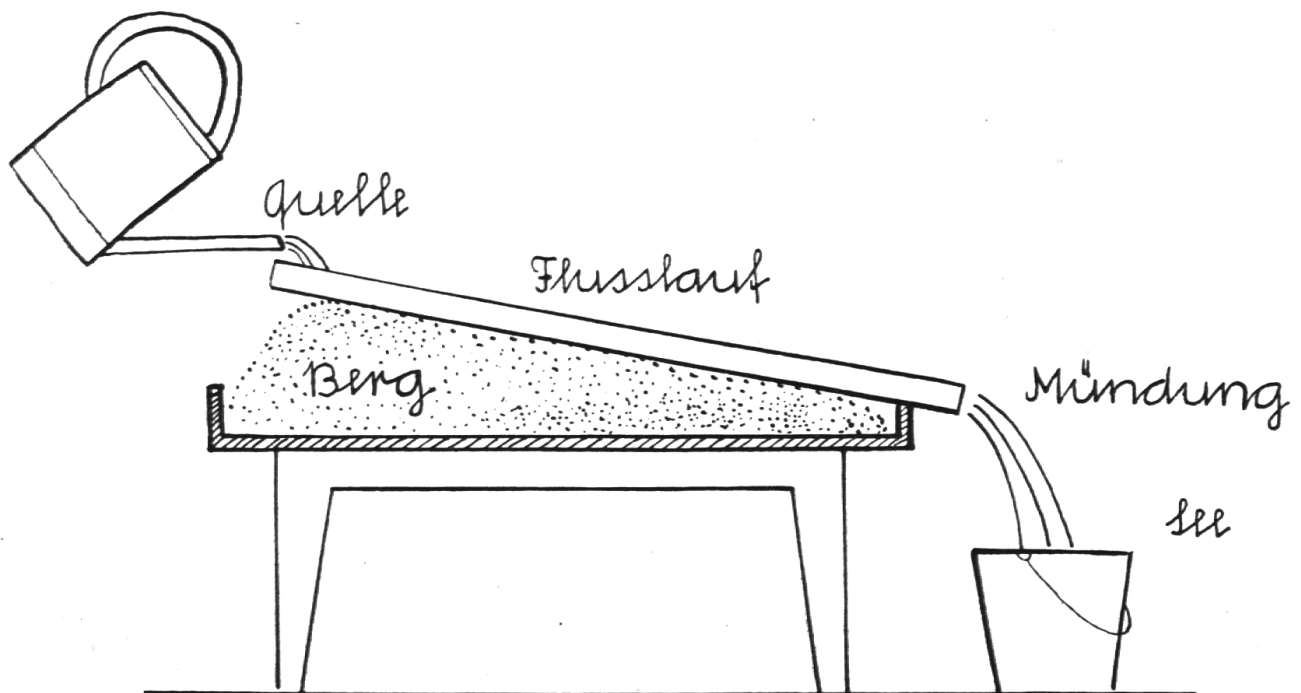


Abb. 3

Am Sandkasten.

1. Versuch: Wir formen aus Sand einen Berg. Hans holt die Giesskanne und füllt sie mit Wasser. Jetzt leert er das Wasser aus. Es rinnt auf allen Seiten herunter. Es nimmt auch Sand mit.

Das Wasser nimmt Sand mit.

2. Versuch: Magdalena bringt einen alten Dachkännel mit in die Schule. Wir legen ihn in der Längsrichtung auf den Sandtisch, dass das eine Ende über die Tischplatte hinausragt. Dort stellen wir einen Kübel darunter. Die Rinne soll ein Flussbett darstellen. Unten ist die Mündung, der Kessel ist der See, oben ist die Quelle. Dort leert Jakob Wasser hinein. Marianne hat ein Papierschiffchen gefaltet und legt es in die Dachrinne. Es fährt ganz gemütlich zu Tal.

Wir bringen mehr Sand unter den Kännel, damit die Quelle höher zu liegen kommt. Der Fluss hat ein grösseres Gefälle. Wieder leeren wir Wasser hinein. Das Schiffchen hat es eilig, es saust ins Tal.

Bei starkem Gefälle fliesst das Wasser schneller.

3. Versuch: Wir legen den Kännel so hin, dass er ein geringes Gefälle hat. Hermine nimmt Sand weg, damit die Quelle niedriger liegt. Wir streuen etwas Sand in die Rinne. Walter leert wieder Wasser hinein. Es fliesst über den Sand, ohne ihn mitzunehmen. Die ganze Kanne ist geleert, der Sand ist immer noch drin.

Flüsse mit wenig Gefälle lassen den Sand im Bett liegen.

4. Versuch: Walter bringt wieder Sand unter die Quelle: Der Fluss hat wieder ein starkes Gefälle. Der Sand liegt immer noch im Flussbett. Hans leert Wasser in den Kännel. Das Wasser schiesst zu Tal und reisst den Sand mit. Das Bachbett ist sauber. Der Sand liegt nun am Boden des Kessels, auf dem Grund des Sees.

Bei Hochwasser bringt der Bach

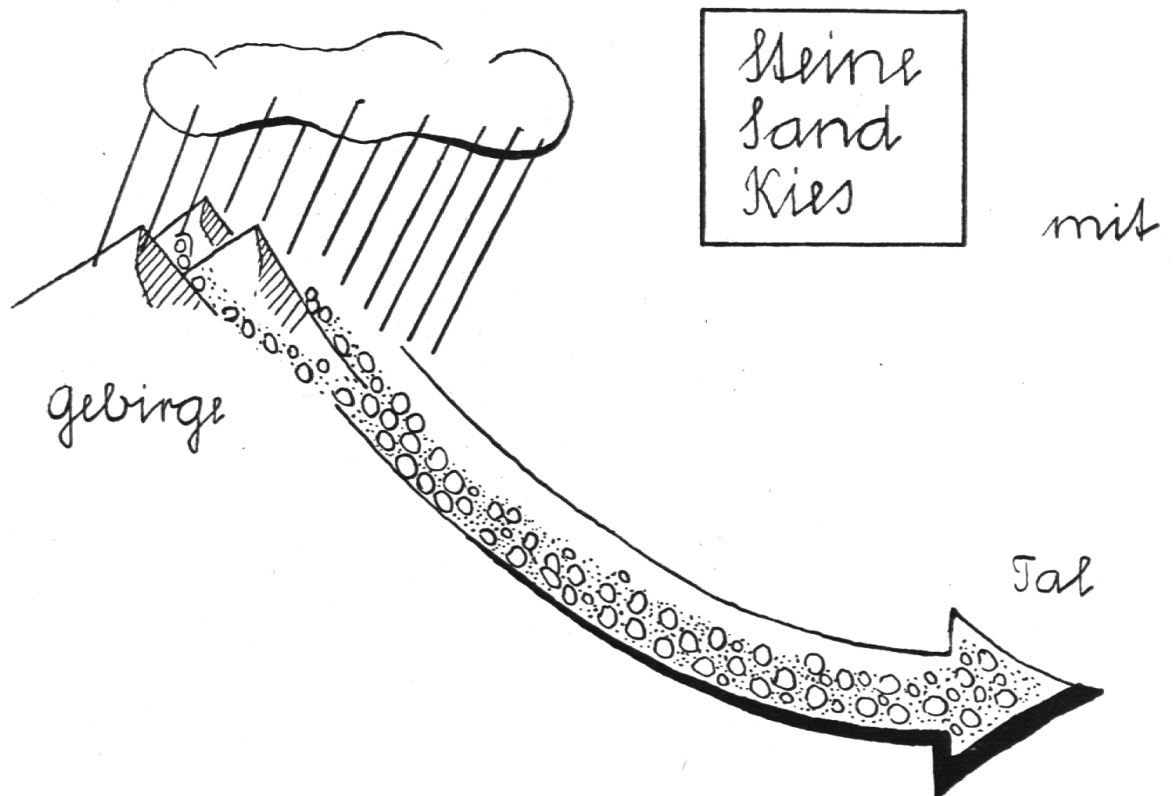


Abb. 4

Flüsse mit starkem Gefälle nehmen den Sand mit.

5. Versuch: Nach einer halben Stunde betrachten wir den Kessel. Das Wasser ist nicht mehr trübe. Unten am Boden ist eine Sandschicht. Der Sand hat sich am Boden abgelagert.

In den Seen sinkt der Sand auf den Grund ab.

(Bei diesen Versuchen mache ich es immer so, dass ich einen Versuch zeige. Die Schüler helfen, und sprechen zugleich schriftdeutsch, was sie verrichten. Nachher gehen sie an den Platz und schreiben den Versuch in klaren, kur-

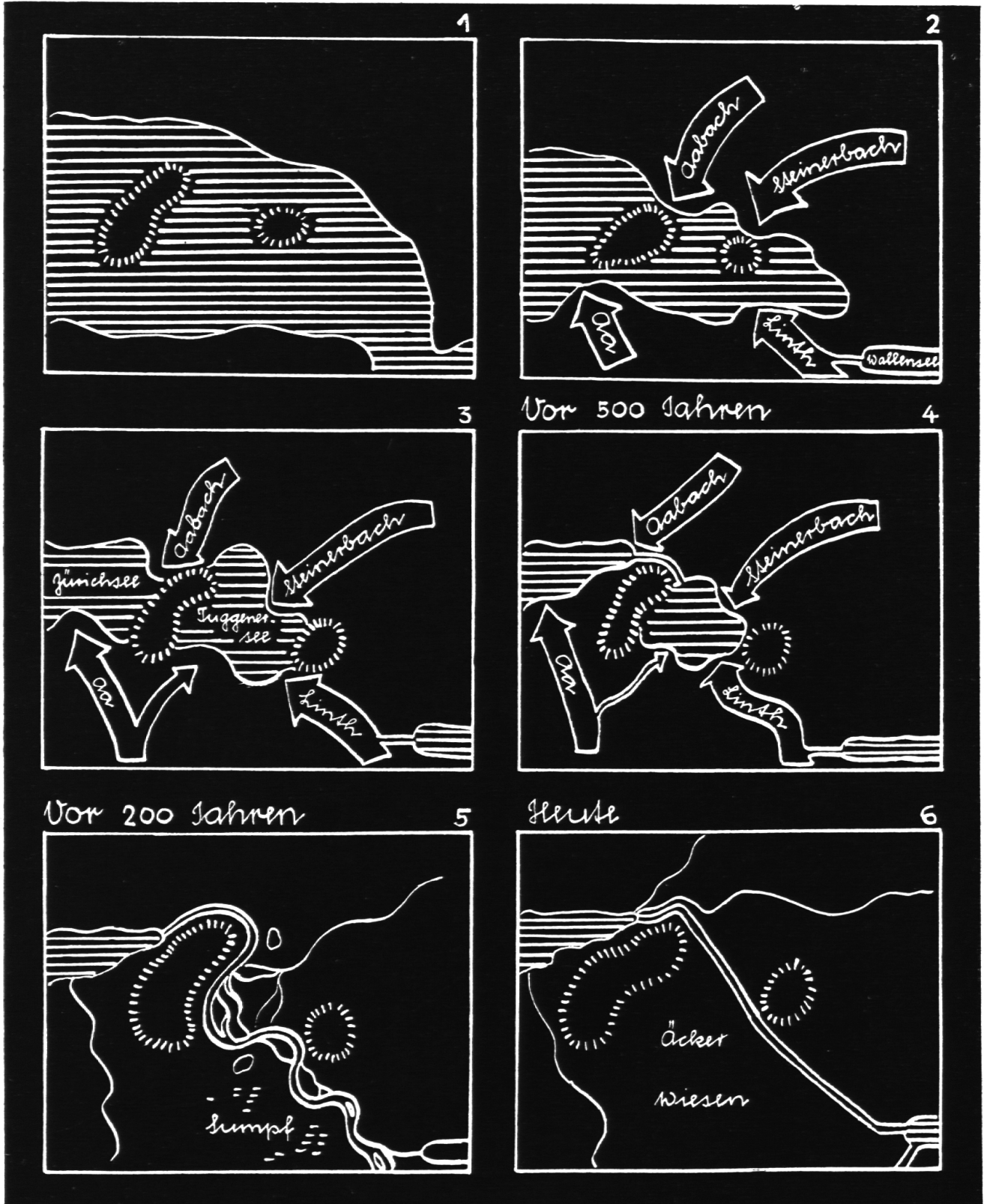


Abb. 5

zen Sätzen ins Geographieheft. Vielleicht skizzieren sie noch die Versuchsanordnung dazu. Es bietet sich auch sehr gute Gelegenheit, schnell sprachliche Uebungen daran anzuschliessen. Z. B. der Sand: Suche andere Wörter, die in der Schriftsprache ein anderes Geschlechtswort verlangen (das Lineal, der Tunnel, das Spital, die Ecke, die Fahne usw.) oder leeren: Wir rufen uns die Gruppe lehren — lernen — leeren ins Gedächtnis zurück.)

Gleich ist es bei unsern Bergbächen, die aus den Bergen kommen. Ihre Quelle liegt sehr hoch, sie haben also ein grosses Gefälle. Wenn es regnet, und sie viel Wasser mitführen, reissen sie alles mit, was nicht Fels ist.

Ein See verschwindet. (S. Abb. 5.)

Im Laufe der Jahrhunderte haben nun die Bergbäche rings um das Linthgebiet und besonders die Linth aus dem Glarnerland soviel Sand und Kies aus den Bergen heruntergeschwemmt, dass ganz langsam der See ausgefüllt wurde.

Die Skizzenfolge «Ein See verschwindet» wird im Unterricht am besten so verwertet, dass der See nicht jedesmal frisch gezeichnet wird, sondern dass mit dem Schwamm die ältern Umrisse ausgewischt und die neuen hinzugesetzt werden. Somit entsteht die Ebene vor den Augen des Schülers. Die Namen der Flüsse finden sich in der Schülerkarte.

Im Sandkasten gelingt das noch besser. Ich lege ein weisses oder blaues Packpapier aus und einen Bergkranz ringsherum aus Sand. Blaue Fäden zeigen mir die Bäche an. Diese bringen nun Sand und Geschiebe mit und stossen ihre Deltas vor sich hin. So lasse ich langsam den See nach der Skizzenfolge ausfüllen.

Aus dem See wurde ein Sumpf

Sumpfnut.

Hochwasser. Die Linth hatte ein sehr schwaches Gefälle. Suche nach der Karte: Ziegelbrücke 428 m, Grynau 412 m. Distanz mit den Windungen 16 km. Rechne! Vergleiche mit dem Dorfbach!

Der Sand blieb liegen. Der Abfluss der Maag aus dem Walensee wurde verstopft. Das Wasser staute sich. In Weesen und Wallenstadt konnte man bei Hochwasser mit Schiffen in den Strassen herumfahren. Das Wasser drang oft in die ersten Stockwerke.



Abb. 6

Ueberschwemmung in Weesen

«Voll Modergeruch und Fröschengeschrei.» Das Hochwasser flutete über Wiesen und Felder. Schlamm und Dreck blieben liegen und bildeten Brutstätten für allerlei Ungeziefer. Die Mückenplage war gross. Die Leute wurden krank, sie bekamen das Sumpffieber, das durch die Stechmücke auf den Menschen übertragen wurde. Jeden 2. und 3. Tag traten heftige Fieberanfälle auf mit Schüttelfrösten. Die Leute der Linthgegend wurden durchschnittlich 10 Jahre weniger alt als in andern Gegenden. Die Bevölkerung ging langsam dem Untergang entgegen.

Die Wälder wurden gerodet. Die aufkommende Baumwollindustrie brauchte Holz. Sie holte es in den dichten Wäldern rings ums Linthgebiet. Der gerodete Wald wurde nicht wieder aufgeforstet. Dadurch wurde das Uebel noch grösser. Von den kahlen Berghängen lösten sich bei Regenwetter Schlipfe und Rufen. Die Bäche führten Hochwasser und rissen das Geröll in die Linthebene hinaus, wodurch Flussläufe verstopft wurden.

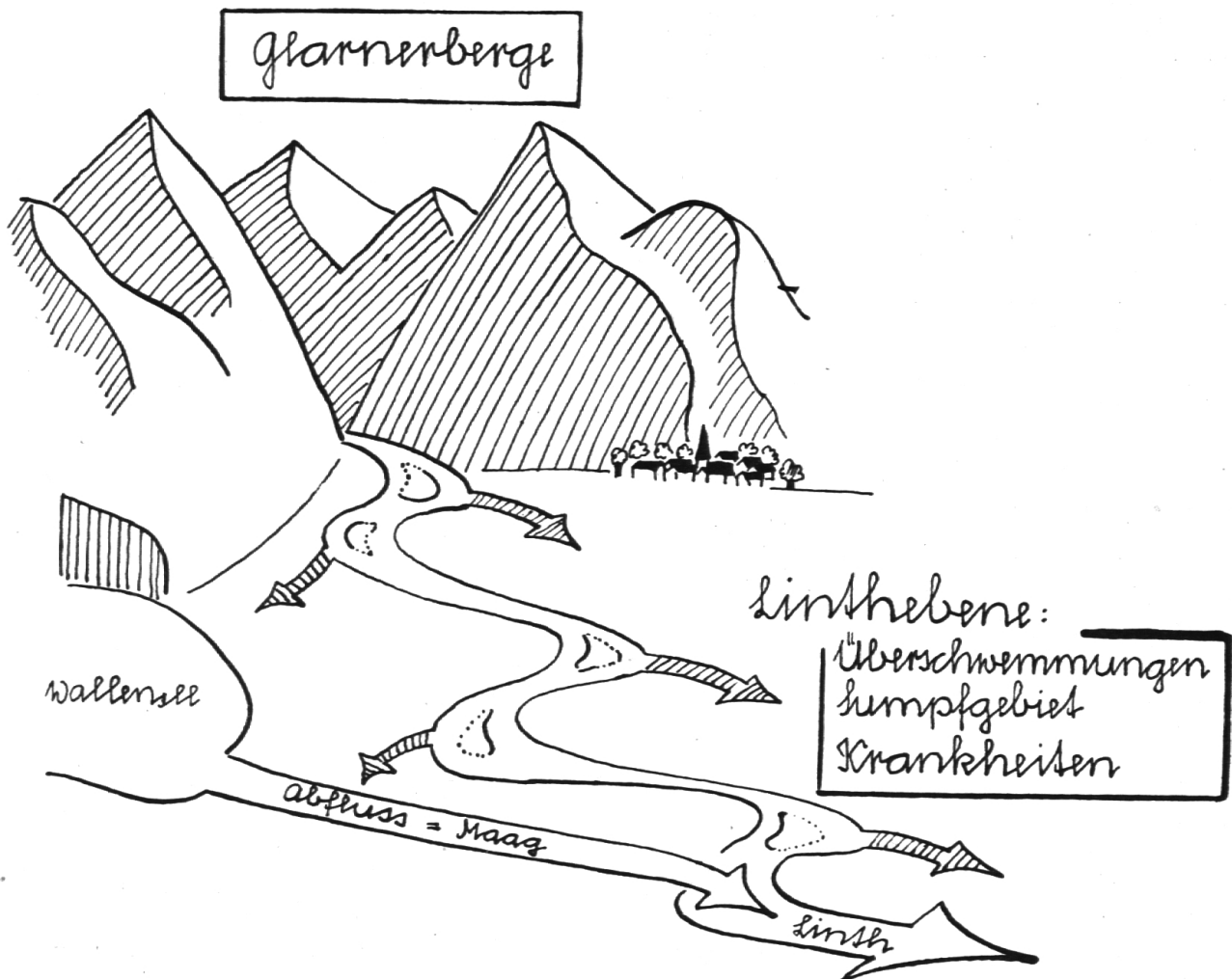


Abb. 7

Der Schiffsverkehr wurde behindert. Damals gab es noch keine Eisenbahn. Glarner Schiefer, Holz und Zieger wurden auf Schiffe geladen und ohne Umladen bis nach Holland verfrachtet. (Linth-Zürichsee-Limmat-Aare-Rhein!) Die Linth war der billigste Verkehrsweg zwischen Walensee und Zürichsee. Die Kähne wurden von Pferden gezogen, «gereckt», wie der alte Ausdruck heisst. Weil die Linth bald diesen, bald jenen Lauf nahm und das Bett langsam versandete, wurde der Schiffsverkehr sehr behindert.

In einem Neujahrsblatt erschien von Hans Conrad Escher folgender Aufruf an die Kinder:

«Denkt euch, wie euch zumute sein müsste, wenn die Strassen unserer Stadt, in denen ihr so munter herumhüpft, jeden Frühling fast einen Meter tief oder noch mehr unter Wasser ständen, sodass man den Häusern entlang Notstege errichten müsste, um von einem Haus

zum andern zu gelangen! — (In Weesen und Wallenstadt sind die Strassen selbst schon einmal erhöht worden, aber jetzt verschwinden sie wieder im Nass.) Denkt euch alle unsere Keller ganz mit Wasser ausgefüllt! Selbst in unseren Hausgängen und Erdgeschossen stiege das Wasser mehrere Fuss hoch an, sodass diese geräumt werden müssten! — Denkt euch: in den kleinen, niedrig stehenden Häusern würde das Wasser bis an das erste Stockwerk heraufreichen. Ihr könntet von den Notbrettern nicht mehr auf die Treppe gelangen, sondern müsstet durch ein Fenster in eure Wohnstube hineinklettern! Eure Betten, eure Tische, eure Hausgeräte stünden im Wasser. Ihr müsstet am Morgen das Wasser in der Kammer ausschöpfen und den Stubenboden mit Brettern belegten, um nicht darin herumzuwaten. Keine Möglichkeit, euch zu retten! denn alle eure Verwandten, alle Nachbarn, alle Einwohner der

ganzen Stadt befänden sich im gleichen Elend! Und das viele Wochen lang! Oft sogar jedes Jahr zweimal! — Der Stadtbrunnen wurde schon dreimal gehoben, aber bei Hochwasserstand ist es dessen ungeachtet kaum mehr möglich, frisches Wasser aus der Röhre in die Gefässe fliessen zu lassen. Väter und Mütter sehen keine Aussicht auf Besserung für ihre Kinder. „Was soll aus ihnen werden?“ — Und die Kinder selbst! Sie können nicht denken: Wenn wir gross sind, ist alles vorbei. — Im Gegenteil, sie müssen kümmern: Dann wird es noch viel schlimmer aussehen!»

Soweit der Aufruf. Wir lassen die Schüler schildern, wie es bei ihnen zu Hause aussehen würde, wenn das Wasser so hoch steigen würde. Nachher sind sich alle einig:

Da muß geholfen werden

Jede Gemeinde will nur auf ihrem Gebiet Abhilfe schaffen.

Jede Gemeinde meinte, wenn sie innerhalb ihrer Gemeindegrenzen die Dämme höher baue, sei wenigstens die Gefahr in ihren Grenzen gebannt. Jene Gemeinde hätte dann am wenigsten Ueberschwemmungen, die die Dämme am höchsten zu bauen vermochte. Das Wasser überflutete dann «nur die armen Gemeinden». Pfarrer Trümpy schrieb:

Man ratschlagte zwar an den Gemeinden gar oft und fleissig, wie den Ausbrüchen des Baches Einhalt zu tun, aber man war meistens ungleich gesinnt und verstand sich untereinander gar nie wohl. Die oben am Bach wollten nur am Bache gewuhret haben, die unten am Bache sorgten nur dafür, von ihren Häusern Schaden abzuwenden, und fürs gemeine Beste bekümmerten sich insgeheim nur wenige. Man hielt viel Geheimwerk, aber ohne Ordnung wie beim Turm zu Babel.

Es war eindeutig, dass so die Linthnot nicht behoben werden konnte. Die Leute verzweifelten bald und glaubten nicht mehr an eine Rettung.

Wie könnte abgeholfen werden?

Die Schüler bringen Vorschläge:

Kies aus dem Flussbett baggern.

Kiesrechen bei Schänis in das Flussbett stellen, damit kein Schutt mehr weiter hinunter geschwemmt wird.

Kiesfänge bauen, das Kies verkaufen (Abbildung 8).

Wälder wieder aufforsten.

Das Flussbett tiefer legen.

Den Schutt in einem neuen Kanal in den Walensee leiten, der ist tief genug. Dort hat es Platz genug.

Ein neues, aber gerades Bett graben.

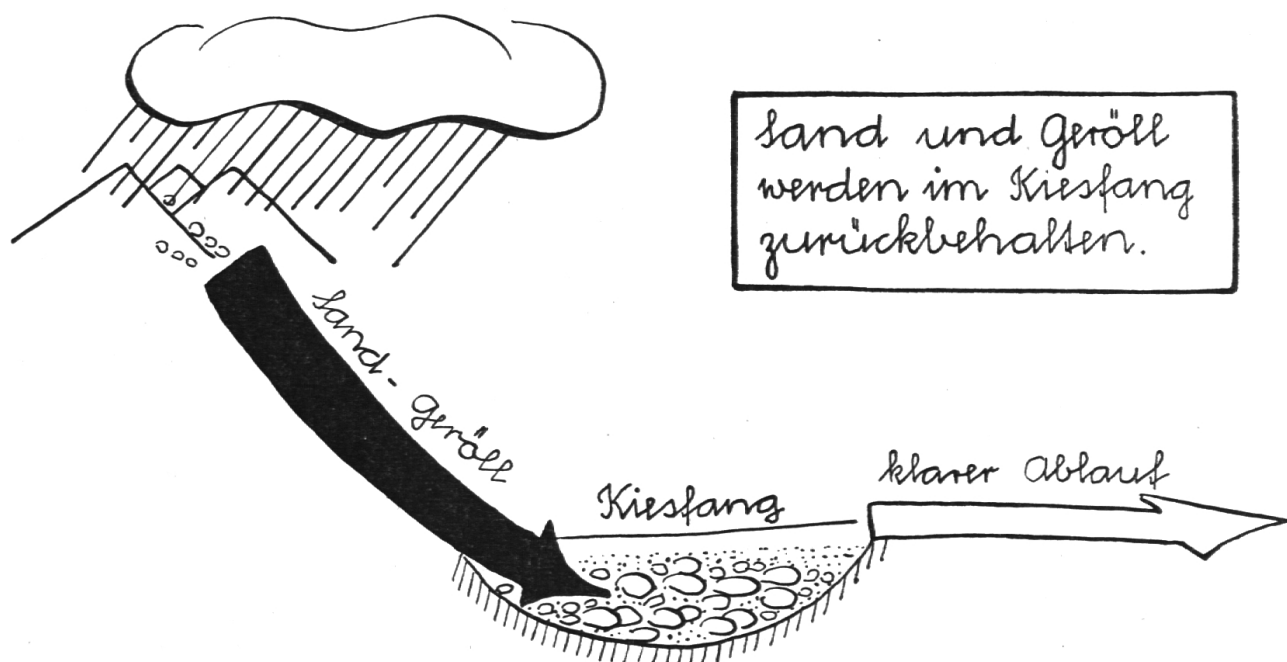


Abb. 8

Der grosse Retter: Hans Conrad Escher.

Auch «dumme» Schüler können Grosses leisten!

In der Zeit, da Hans Conrad Escher noch ein Knabe war, gingen die meisten Kinder nicht in die Schule. Er aber lernte lesen, schreiben und rechnen, dass er auch so ein tüchtiger Mann werde wie sein Vater. Dieser besass eine Fabrik, in der Seidenstoffe hergestellt wurden. Die Lateinschule war aber für Hans Conrad eine Qual. Er sollte so viele Wörter auswendig lernen, lateinische und griechische, dass es ihm schwindelte im Kopfe. Viel lieber hobelte und schnitzte er oder er las die spannenden Robinsonbücher. So kam es, dass er immer in den hinteren Bänken sitzen musste. In jener Schule wurden die besten Schüler zuvorderst, die schlechten hinten gesetzt, genau nach den Noten. Wenn er seine miserablen Zeugnisse nach Hause brachte, ärgerte sich sein Vater sehr und die Mutter wurde traurig. In Zürich bestand noch eine höhere Schule, eine Kunstschule. Hier lernte man Rechnen, Zeichnen und Naturlehre. Hans Conrad arbeitete mit wahrem Bienenfleiss. Bald war aus dem schwachen Schüler einer der tüchtigsten und geschicktesten geworden. Nach einer Studienzeit in Zürich reiste er in die Fremde. Er kam nach Genf, Paris und London. 22jährig trat er in das Geschäft des Vaters ein.

Die Linthnot ruft ihn.

Escher kümmerte sich immer mit brennender Leidenschaft um das Wohl des Volkes. Er musste helfen, als er die Notschreie der Leute im Linthgebiet hörte. Er studierte, wie dem Uebel am besten Einhalt geboten werden könnte. Sein Plan:

Der Schutt wird in einem neuen Kanal in den Walensee geleitet. Vom Walensee in den Zürichsee muss ein neues, gerades Bett gegraben werden. Der Seespiegel des Walensees wird damit gesenkt. So kommt die Umgebung von Weesen und Wallenstadt aus dem Sumpf!

Das ging aber nicht so schnell. Die «benetzten» Kantone überlegten sich den Kostenpunkt sehr wohl, und erst nach langem Hin- und Herraten wurde Escher der Auftrag erteilt, ans Werk zu gehen.

Wer zahlt?

Die Gemeinden und Kantone brachten zu wenig Geld zusammen für das grosse Werk. Es wurde eine Aktiengesellschaft gegründet. Aktien zu 200 Fr. wurden ausgegeben. Jeder, der seine 200 Fr. gab, erhielt nach Beendigung des Werkes sein einbezahltes Geld wieder zurück, da der Boden nach der Entsumpfung grösseren Wert besass. Viele Geldgeber schenkten dem guten Werk das Geld.

Wer leitet?

In der Schweiz war bisher noch nie ein so grosser Fluss in ein neues Bett gelegt worden. Es gab keine Leute, die Erfahrung hatten auf diesem Gebiet. Escher kannte den Rheinwahrinspektor Tulla und rief ihn um Rat an. Dieser berechnete die Grösse der zu bauenden Kanäle. Es wurde Escher beim Anblick der Pläne, Skizzen, Tabellen und Berechnungen fast schwindlig. Als Tulla wieder nach Hause zurückkehrte, übernahm Escher die Leitung selber.

Wer arbeitet?

Man denkt doch, dass die Bewohner der Linthebene mit grosser Freude gearbeitet hätten! Sie zögen doch den grössten Nutzen daraus. Aber weit gefehlt! Die sagten: Rettung ist nicht möglich! und serbelten weiter auf ihren ungesunden Höfen. Es kamen Arbeiter aus der ganzen Schweiz.

Nur Geduld, mein Lieber, und den Mut nicht sinken lassen (Escher).

Die Arbeiter wollten am Anfang nicht recht zusammenwirken, und manch einer meinte: Ich bin ein freier Schweizer, ich lasse mir von niemandem befehlen. Erst mit der Zeit gewöhnten sie sich daran, unter einem Vorarbeiter zu schaffen.

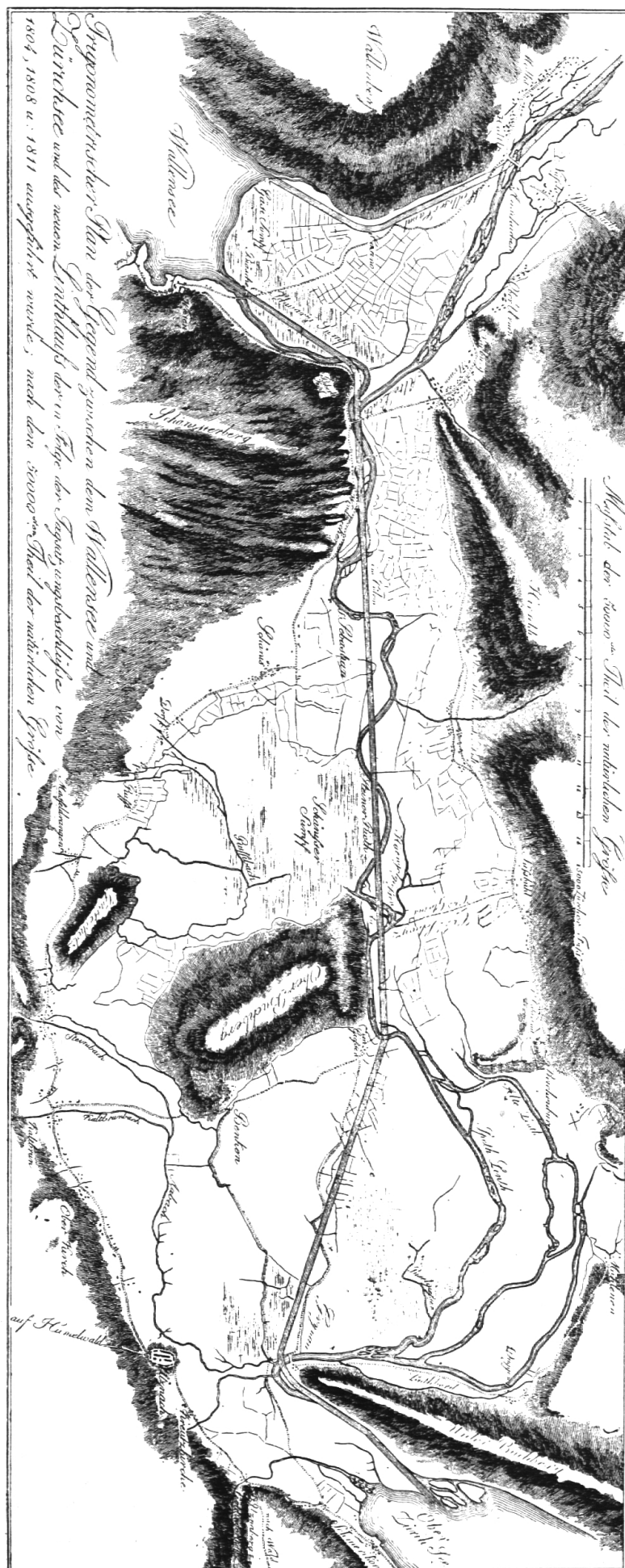
Off nagte der Gedanke an Escher: Ja, wenn die nur soviel Verständnis haben, laufe ich weg! Aber wenn er wieder den Sumpf sah, konnte er nicht anders denken als: Der Sumpf muss unter allen Umständen weg, koste es, was es wolle!

Escher sass nicht immer auf seinem Bureau in Schänis, sondern ging bei jedem Wetter den Arbeitsstätten nach — tagelang, wohntelang, 14 Jahre lang!

Escher ass mit den Arbeitern. Den Armen und Dürftigen gab er Geld aus seiner eigenen Tasche, damit sie den Kindern daheim mehr zu essen kaufen konnten. Wenn die Arbeiter über die strenge Arbeit klagten, griff er selber zu Pickel und Schaufel. Beim ärgsten Sudelwetter stand Escher auf dem Bauplatz, auch wenn ihm das Wasser in die Stiefel hineinrann. Einst glitt er aus und quetschte sich den Arm, doch ein paar Tage später stand er wieder mit dem Arm in der Schlinge auf seinem Posten. Einmal versank er so im tiefen Schlamm, dass ihn ein paar Arbeiter herausziehen mussten, weil er sonst untergegangen wäre. Escher sah oft so dreckig aus wie seine Arbeiter, und einer meinte zu ihm: «Wenn ich Präsident wäre, ich würde als Herr bei diesem Wetter daheim bleiben.» Escher gab ihm eine trübe Antwort: «Darum hat euch der liebe Gott wohl nie ein Herr werden lassen.» Einmal mass Escher bei bitterster Kälte einen Kanal aus. Die Arbeiter und Messgehilfen schlotterten nicht wenig. Ein Besuch wurde angemeldet.

Abb. 9

Eschers Plan ➤



Doch Escher liess sich nicht stören: «Er soll da hinauskommen, sonst habe ich keine Zeit!»

Als Eschers Tochter heiratete, ging er nicht einmal ans Hochzeitsfest. Als seine zweite Tochter heiratete, fuhr er wohl ans Fest, stand aber am Abend schon wieder im Sumpf bei seiner Arbeit.

Mit diesem Eschergeist wurde gearbeitet, die Kanalisation machte Jahr für Jahr grosse Fortschritte.

Das Werk lobt seinen Meister.

Der Escherkanal (Mollis-Walensee) wurde ausgegraben. Damit sie im Trockenen arbeiten konnten, wurde oben eine Sandbank stehen

die Linth ihr neues Bett bezog. Mit besonderem Eifer gingen die Arbeiter an diesem Tage ans Werk. Jeder sah es als eine Ehre an, am grossen Werk arbeiten zu dürfen. Ein Freudenruf — ein kleines Bächlein rieselte ins neue Bett. Es wurde grösser und suchte sich seinen frischen Weg in den Walensee. Es folgte Welle auf Welle, die Sandufer stürzten ein. Die wilde Linth floss nun schön folgsam im geraden Bett dem See zu. Dort konnte sie den Sand und den Schutt nun ablagern.

Die Bewohner in der Umgebung von Weesen mussten keine Angst mehr haben, die Linth trete nochmals über die Ufer. Die neuen Dämme waren genügend hoch. Jetzt konnten

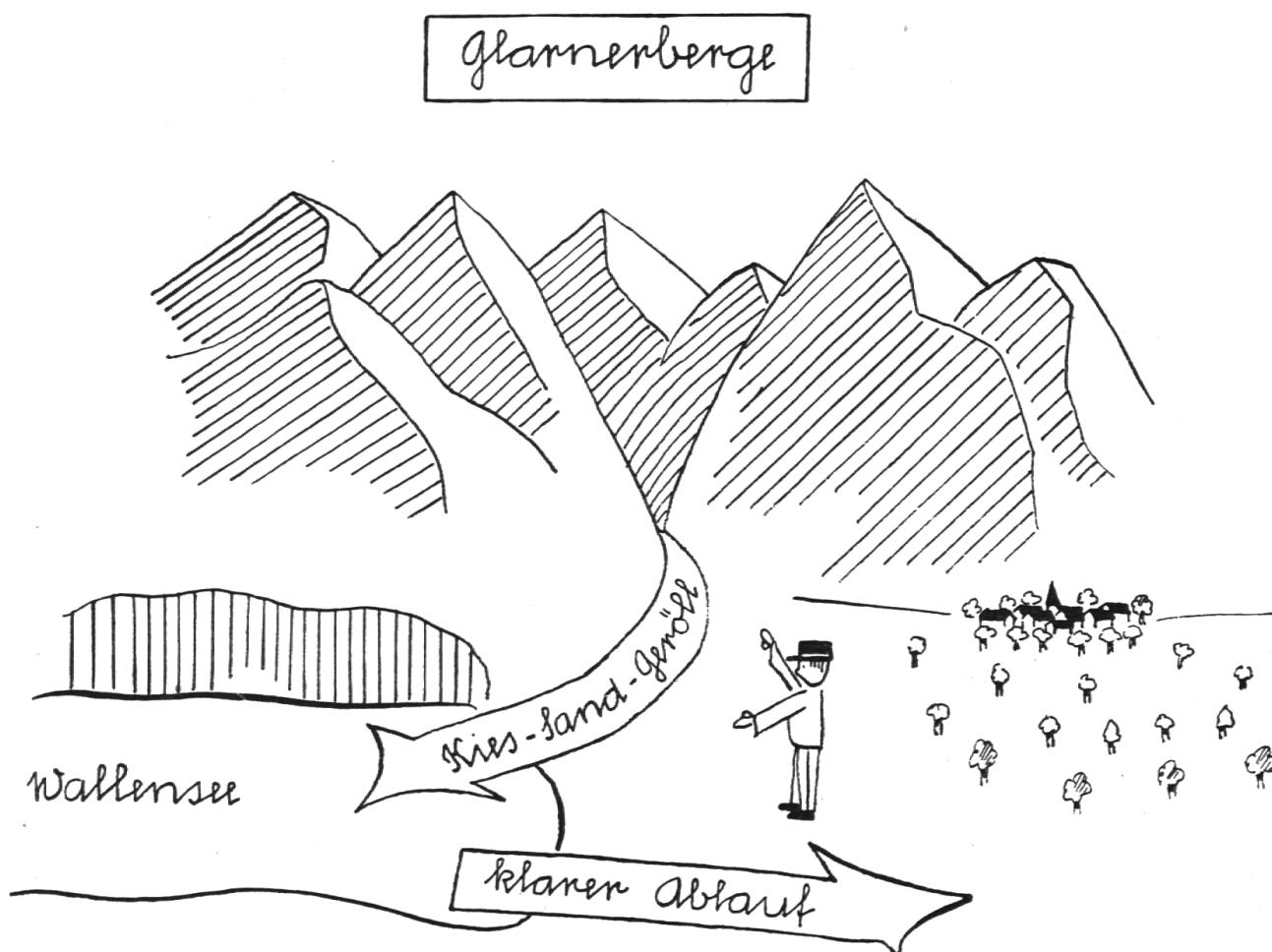


Abb. 10

gelassen. Die Linth floss während dieser Zeit noch im alten Bett.

Es war am 8. Mai 1811. An diesem Tage sollte die Trennmauer abgegraben werden. Tausende von Zuschauern wollten sehen, wie

sie ihre Aecker anpflanzen mit froher Hoffnung auf eine gute Ernte.

Auch der Kanal vom Walensee in den Zürichsee schritt seiner Vollendung entgegen. Die Bergbäche wurden in Nebenkanäle geleitet.

Die Bergbäche werden in
Nebenkanäle geleitet!

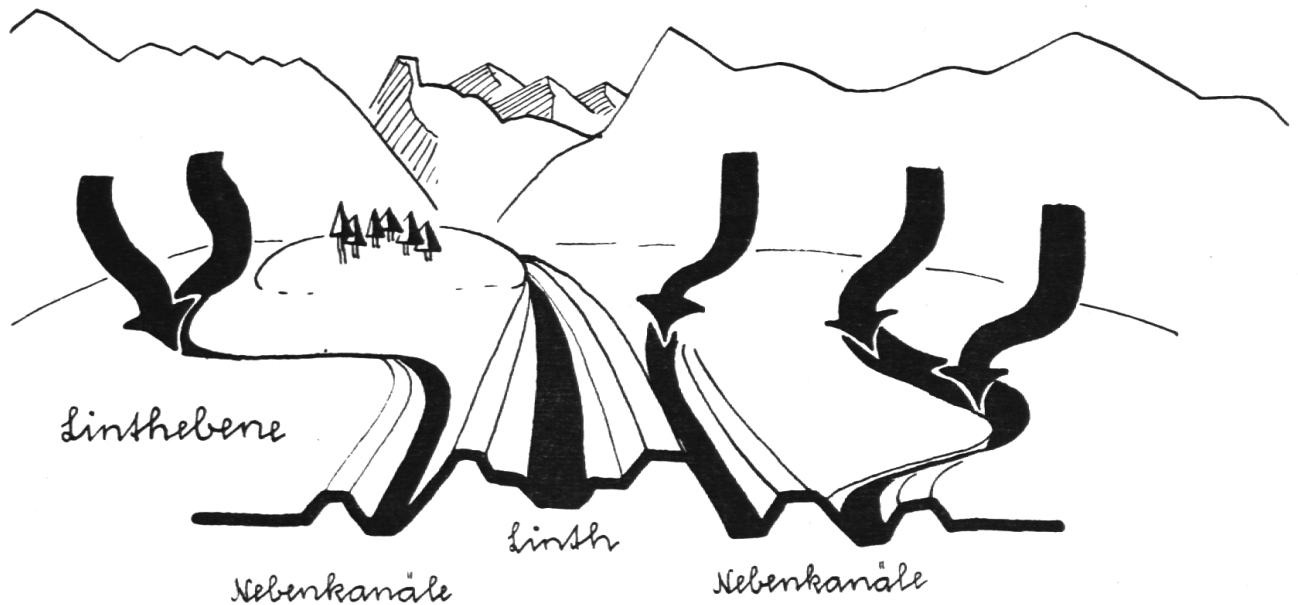


Abb. 11

Der Seespiegel des Walensees wurde um vier Meter gesenkt. Auf Gebieten, die vorher einen Morast darstellten, konnten die Bauern Kartoffeln pflanzen.

Nicht nur der Boden, auch die Leute gesunden. Die schleichenden Seuchen verschwanden. Die Bewohner bekamen mehr Mut und Freude zum Leben.

*Escher hat Mensch und Scholle der Linth-
gend gesund gemacht.*

Euch sei er ein Vorbild.

Jedermann freut sich, dass Escher nach saurer Arbeit zum Dank in den Adelsstand erhoben wurde und seine Familie von nun an den Namen «Escher von der Linth» führen durfte. Im Sumpf hat er sich eine Krankheit geholt, die ihn auf das Todbett brachte. Weil er nicht mehr ausgehen konnte, wurden die Sitzungen in seinem Hause abgehalten. Bis zuletzt, bis zu seiner Todesstunde hat er für sein liebes Volk gearbeitet.

Die Inschrift auf einer Gedenktafel in Ziegelbrücke wollen wir ins Arbeitsheft schreiben:

Dem Wohltäter dieser Gegend
Johann Conrad Escher von der Linth
geb. den 24. August 1767
gest. den 9. März 1823
die eidgenössische Tagsatzung
Ihm danken die Bewohner Gesundheit,
der Fluss den geordneten Lauf,
der Boden die Früchte,
Natur und Vaterland hoben sein Gemüt
Eidgenossen
Euch sei er ein Vorbild!

Diese Inschrift halten wir im Arbeitsheft fest.

Das Wasser ist gebannt — Riedland bleibt!

Die Linth war jetzt in ein starkes, gerades Bett gezwungen. Die Leute fühlten sich sicher vor Ueberschwemmungen. Aus dem Sumpf

wurde aber kein Wiesland, weil das Wasser nicht abfliessen konnte. (Bei Hochwasser flutet die Linth 5 Meter über der Ebene.) Es gab Streue statt Gras. Dem Bauern war das gelegen. Sie hatten während des Jahres wenig Arbeit und konnten im Herbst die Streue mähen. Daraus lösten sie ungefähr gleich viel Geld wie aus dem gleichen Stück Wiese.

Der Krieg verlangt mehr Pflanzboden

Der Weltkrieg 1914/18 brachte die Rationierung der Lebensmittel. Die Zufuhren aus dem Ausland stockten und wurden oft völlig unterbunden. Es musste Pflanzboden gesucht werden. Aber wo?

Wald roden? Lebenswichtig. Holz für Industrie. Er muss ständig nachgepflanzt werden.

Berggegenden? Ungünstig, zu wenig Erde (Humus), steinig, steil.

Sumpfbereiche? Sehr günstig, entwässern, meliorieren, ebene Gebiete.

Wie wird aus dem Sumpf eine Wiese?

Die Schüler werden ganz sicher eigene Vorschläge bringen. Wir reden im freien Schülergespräch darüber.

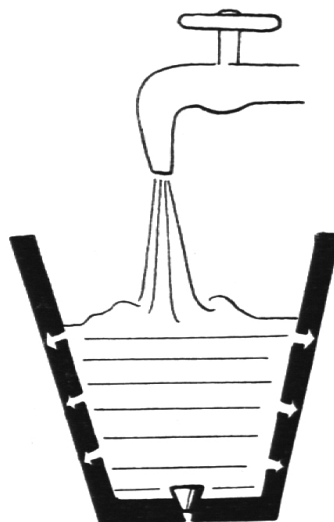
Wenn die Feuerwehr Probe hat, ist es immer ein besonderes Vergnügen für die Buben, wenn die Leitung rinnt. Sogar am Schlauch selber bilden sich weisse Wasserperlen. Also dringt das Wasser durch die Schlauchwand.

In den Sumpf legt man nun auch viele hundert Leitungen. Jetzt ist es aber gerade umgekehrt wie bei der Feuerwehr. Das Wasser dringt von aussen, vom Boden, in die Leitung und fliesst Kanälen zu.

Könnte man solche Feuerwehrleitungen in den Boden legen?

E i n V e r s u c h. Wir brauchen einen neuen Blumentopf aus gebranntem Ton. Das Loch am Boden stopfen wir mit einem Gummipfropfen oder mit Lehm zu. Wir füllen das Geschirr mit Wasser. Nach einiger Zeit wird die Wand aussen dunkler und feucht.

Die Tonwand lässt Wasser durchsickern.



Das Wasser sickert durch die Tonwand

Abb. 12

Der Versuch wird im Arbeitsheft in der Sieförm beschrieben: Sie brauchen ... In den Boden legt man Röhren aus dem gleichen Ton. Das Wasser kann durch die Wände in die Röhre sickern. Die 30 cm langen Drainierdröhren werden dicht ineinander gestossen, damit durch die Fugen keine Erde hineingeschwemmt werden kann. Auch wird so verhindert, dass Pflanzen ins Leitungsnetz wuchern können.

Die Linthebene wird melioriert.

Einsichtsvolle Männer erkannten, dass aus der sumpfigen Linthebene Pflanzboden gemacht werden konnte. Herr Ruoss aus Buttikon warb als Nationalrat an der Bundesversammlung 1936 für die Verbesserung (Melioration) des Bodens. Er hatte Erfolg. Rasch wurden die Pläne ausgearbeitet. Das ganze Gebiet sollte mit Gräben, Drainierleitungen und Kanälen durchzogen werden, um aus der Ebene das Wasser abzuleiten. Mit dem Stimmzettel konnte jeder Bürger der Kantone St. Gallen und Schwyz entscheiden, ob er gewillt sei, seinen Beitrag durch Steuern zu leisten. Die Urnen füllten sich mit mehr Ja-Stimmen, sodass im Herbst 1941 der erste Spatenstich gemacht werden konnte.

Im Ried werden Gräben gezogen und Drainierdröhren hineingelegt. Diese unterirdischen

Leitungen sammeln das Wasser und führen es den Kanälen zu. In diesen fliesst es langsam dem Zürichsee zu. So wird das grosse Werk, das Escher begonnen hatte, beendigt. Aus dem Sumpf wird Wiesland. Strassen und Höfe werden gebaut. Aus dem einstigen Gebiet «voll Modergeruch und Fröschengeschrei» wird schönsten Ackerland.

Ein paar technische Daten — deren man sich in freier Auswahl bediene — mögen das Riesenwerk, welches Bund, Kantone, Gemeinden und Bodenbesitzer auf 23,000,000 Fr. zu stehen kommt, illustrieren.

Buben interessieren sich sehr für technische Dinge. Ist ein Bagger in der Nähe an der Arbeit, lohnt es sich, ihm einige Zeit zuzuschauen, ihn zeichnen und beschreiben zu lassen.

Ich schaue einem Bagger zu.

Mächtig wirft er seinen Löffel in den Dreck. Der ganze Kran zittert. Jetzt pfupft es aus dem kleinen, schwarzen Kamin. Ein blaues Oelräuchlein stösst in die klare Luft hinauf. Die Zähne stechen in den weichen Lehm. Der Löffel füllt sich. Der Baggerführer drückt einen Hebel. Der Kübel wird in die Höhe gezogen. Es sieht aus, wie wenn da ein mechanischer Riesenmensch am Werke wäre. Aus den

Linthebenemelioration

1941—1950

Drainierte Fläche	ca. 2000 ha	?? Aecker zu 5 m × 20 m ?? Gemüsebeete zu 1½ m × 5 m Es sind 4,500,000 Tonnröhren, 20,000 Zementröhren notwendig. Im ganzen 1300 Eisenbahnwagen voll.
Kanäle	ca. 95 km	Von deinem Wohnort bis? Wie lange hätte ein Ruderboot zu fahren? (6 Kilometer pro Stunde.)
Strassen	ca. 140 km	Von deinem Wohnort bis? Wievielmals dein Schulweg? Wie lange müsstest du laufen, wenn du durch alle Strassen wolltest? (Pro Stunde 5 km.)
Arbeiter	Winter 2—300 Sommer 50—150 täglich 10—16 Ingenieure, Techniker und Zeichner	Man rechnet total mit ca. 4,800,000 Arbeitsstunden. Wieviel Stunden arbeitet ein Mensch in seinem ganzen Leben? 300 Tage zu 8 Stunden, 15.—65. Jahr.
Maschinen	2—4 Bagger 1—200 Rollwagen 6—12 Lokomotiven 4—8 km Rollbahngeleise	1 Bagger füllt im Tag 250—500 Rollwagen. Ein Arbeiter dagegen nur 8—10. Wieviele Arbeiter ersetzt der Bagger?

Löchern des Löffels trieft schmutziges Wasser. Jetzt dreht sich der Bagger gegen die Rollbahn zu und leert den nassen Dreck in einen Rollwagen. Mir hat es ins Gesicht gespritzt! Und doch schaue ich wieder zu, denn das ist so kurzweilig. Immer wieder holt er neue Erde aus dem Kanal, bis das Züglein voll ist. Dann fährt der «Lokomotivführer» weg und kehrt mit leeren Wagen zurück. Die Arbeit beginnt wieder von neuem.

Arnold R.

Rechtschreibung: Suche weitere Wörter mit gg. Dogge, Egge, flügge Vögel, Flagge, Roggen etc. — Wir repetieren die Wortgruppe leeren — lernen — lehren — Lehrer.

Ein Stück Sumpfland wird immer bleiben

Mitten in der Linthebene liegt ein Gebiet, das nicht entwässert werden wird: Das Kaltbrunner Ried. Die Sumpfvögel und seltenen Sumpfpflanzen, die mit der Melioration verschwinden würden, können hier weiter leben

und werden geschützt. Kein Mensch darf den Tieren nachstellen und sie töten.

Ein Spaziergang ins Kaltbrunner Ried.

Wenn der Föhn Mitte März durchs Land zieht und den harten Riedboden auftaut, erweckt er auch das bunte Leben und Treiben der Tiere. Der Brachvogel singt bereits sein Liebeslied und führt vor dem Weibchen einen Tanz auf. Die Wasserhühner tuten, fangen an zu schwadern und verfolgen sich. Buntschillernde Stockenten schwimmen stolz auf der stillen Fläche des Entenseeleins und lassen sich bewundern. Ein Fischreiher stelzt wichtig durch den seichten Graben. Die Frösche üben bereits auf ihr erstes Abendkonzert. Die trägen Kröten laichen. Die Kibitze mit ihrem wichtigen Federbüschelchen auf dem Kopf spazieren und suchen ihr Futter. Die weissen Möven segeln zu vielen Hunderten vom See her ins Ried. Da bauen sie ihre Nester. Ständig fliegen sie ihre

Drainieren

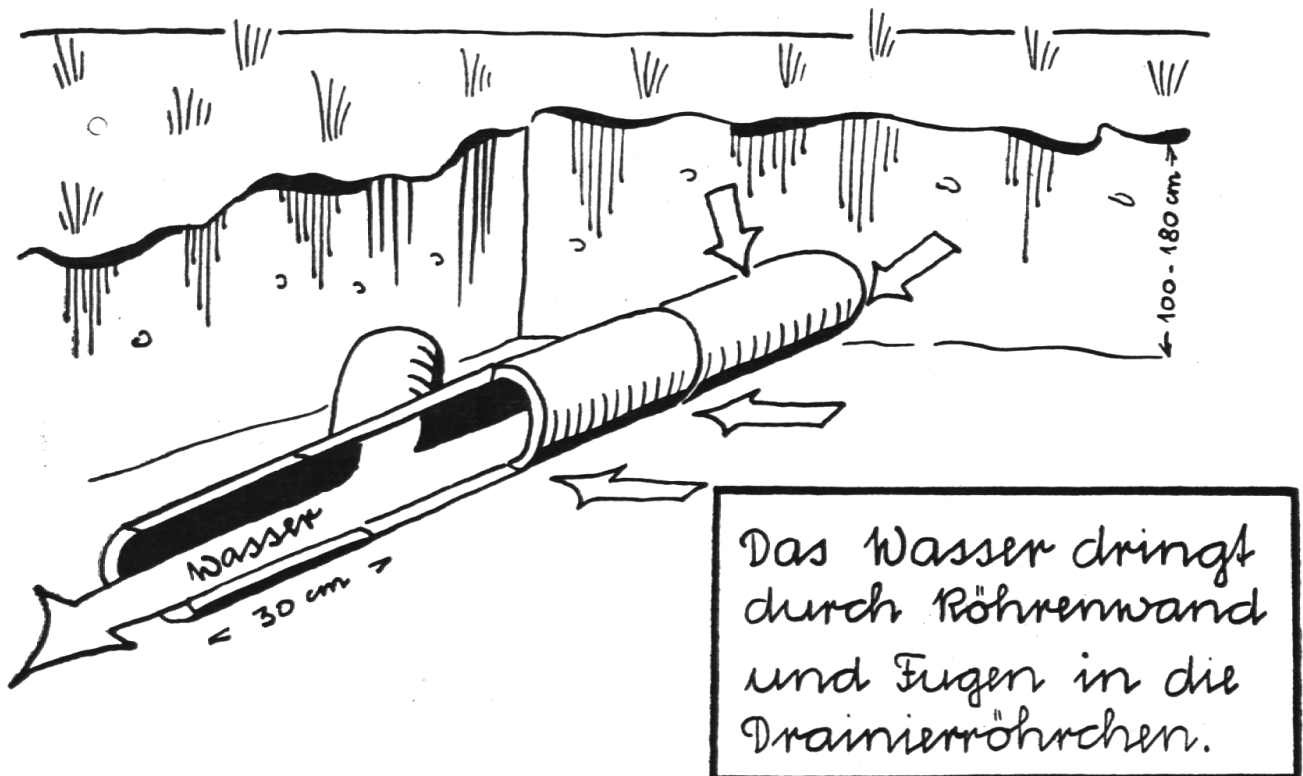


Abb. 13

Rechtschreibung: Unterscheide trainieren und drainieren.

wundervollen Reigen über dem Sumpfland. Da könnte man stundenlang zusehen!

Und erst die Blumen! Weisse und gelbe Seerosen spiegeln sich auf dem dunkeln Wasser. Schwertlilien schillern in violett und gelb. Das junge, saftiggrüne Schilf wächst neben dem alten, weil hier die Streue nie gemäht wird.

Diese Schilderung kann vorgelesen, dem Schüler vervielfältigt in die Hand als Lesestück gegeben oder ins Arbeitsheft diktiert werden.

Naturkunde: Möve, Frosch, Ente, Sumpfvögel.

Sehr wertvoll und anregend für den Aufsatzunterricht sind die einzig schönen Schilderungen von Kurt Guggenheim in seinem Roman «Riedland». Es lohnt sich, einige auswendig zu lernen.

Nächtlicher Spaziergang durchs Ried.

Marie wanderte auf der einsamen, nächtlichen Strasse heimwärts. Die Luft war von unaufhörlichem leisem Summen erfüllt. Auf dem Ried lagen helle Nebel in kleinen flachen Wolken, darüber, im schwarzen Himmel, glitzerten die Sterne. Sie hörte nur den Wind sachte in den Lanzen des Schilfes flirren, und sie ging weiter in das Dunkel hinein. In zunehmender Helle wuchs der Himmel über den schwarzen Horizonten. An seinem östlichen Rand fuhren schaumige Wolken dahin, in den Tümpeln begann es silbern aufzublitzen. Das Band der Strasse wurde hell, und im Ried hob ein schwarzes Meer die Spitzen seiner Lanzen in das Vorlicht des Mondes. Dann kam er selbst, mit haarscharfen Rändern, prunkvoll von einer weiten Reise. Gross und silberübergossen lag das Ried vor Marie. Deutlich hörte sie die Rohrdrosseln im Mondschein singen. Ueber den lilablauen Nebeln am Rande der Ebene standen die Tafeln des Mürtchenstockes und in seinen Runsen schimmerte der Schnee.

Das Entenseelein.

Die Fläche des Entenseeles war wie geplättelt von Seerosenblättern, kaum dass zwi-

schen ihren Rändern ein wenig des dunklen Wassers frei wurde. Sachte schaukelnd trugen sie die zitternde Kugel des Sommers. Träge Frösche lagen auf den grünen Tellern und quäkten leise. Aus den Binsen antworteten mit verträumtem Schnattern die Enten. Verhalten rauschte das Schilf.

Ein trüber Regentag.

Die ganze Luft war vom eintönigen Geräusch des rieselnden Regens erfüllt. Die Tropfen fielen mit leisem Plätschern auf das Wasser, hinterliessen eine kleine Blase und legten eine Schützenscheibe auf den Seespiegel. Die Wellen strichen langsam über das Ufer und versickerten im faulenden Rohr. Weisse Wolken hingen am Buchberg, die Möven kreisten über dem Sumpf. Die Wasserperlen rollten die steifen Schilfblätter herab, das Gras glitzerte und bog sich unter dem Regen. Handbreit über dem Ried begann der Himmel.

Herbst.

Am Morgen des 4. Oktober begannen die Nebel zu steigen, und aus allen Höhen fiel wieder Licht über das Land. Noch war es die volle Sonne nicht, ihr Schimmer nur, aber er wuchs zusehends. Ueber dem Ried, im zartblassen Himmel bildeten die zerfliessenden Wolken eine Krone. Zwischen den gelben Stoppeln dampfte die rotbraune, moorige Erde. Die Erlenbüsche und die Weiden fingen an, ihr Skelett zu zeigen, und die lilablauen Mönchlein der Herbstzeitlosen umstanden sie in traurigen Prozessionen. Gross, rund und spitz, heidnischen Malen gleich, erhoben sich die Streustöcke an den Rändern des Moors, bedeckten, kleiner und kleiner werdend in der grossen Ferne, wie Maulwurfshügel das ganze Ried. In den Baumkronen des Buchbergs gleisserten die roten und gelben Messgewänder des welkenden Laubes.

Konrad Bächinger.